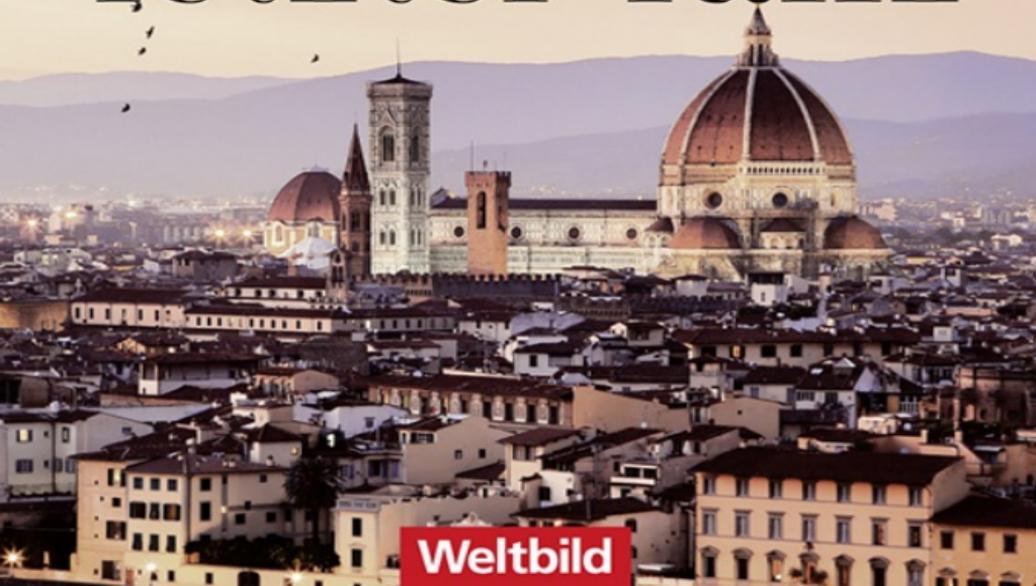


CHRISTOBEL KENT

Orpheus letzter Tanz



Weltbild

Zwei Jahre ist es her, dass Sandro Cellini seinen Dienst bei der Polizei quittieren musste. Doch seine neue Laufbahn als Privatdetektiv beschert ihm ausgerechnet einen alten, ungelösten Fall aus Polizeitagen: Loni Meadows wird tot aufgefunden, die glamouröse Direktorin einer Kunststiftung, die ihren Sitz in einem alten Gemäuer über den florentinischen Hügeln hat. Einst war Sandro ihr bei einer Routinebefragung begegnet. Und nun soll sie angeblich Selbstmord begangen haben. Doch Sandro ahnt, dass mehr dahinter steckt.

Sandro Cellini ermittelt

1. Die Tränen der Signora
2. Orpheus' letzter Tanz

Christobel Kent

Orpheus' letzter Tanz

Roman

Aus dem Englischen von Christine Heinzius

Weltbild

Christobel Kent wurde 1962 in London geboren. Sie arbeitete viele Jahre als Verlegerin und lebte einige Jahre in Florenz und Modena. Ihr erster Roman wurde 2003 veröffentlicht. Christobel Kent lebt mit ihrem Mann und ihren fünf Kindern in der Nähe von Cambridge.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel A fine and private place.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2022 by Weltbild GmbH & Co. KG, Ohmstraße 8a, 86199
Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2010 by Christobel Kent

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2011 by Blanvalet Verlag, München

Übersetzung: Christine Heinzius

Die Rechte an der deutschen Übersetzung von Christine Heinzius liegen beim Blanvalet
Verlag München, in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-98507-238-5

Für Ilsa

Das Grab ist heimlich und verschwiegen, doch niemand wird dort bei
dir liegen.

ANDREW MARVELL, An seine spröde Geliebte

Sie erklimmen den Hügel und sahen die Wintersonne am weit entfernten Horizont stehen. Ein breites Panorama blassgrauer Hügel, blätterloser Wälder und des dunklen Bandes eines Flusses, der sich durch das Tal wand, breitete sich zu ihren Füßen aus. Der Fahrer bremste abrupt, und eine Staubwolke wirbelte hinter ihnen hoch und nebelte das riesige Auto ein. Er wandte sich seinem Beifahrer zu und bot ihm mit einer ausladenden Geste alles, was sie sahen, an.

»Hier«, sagte er auf Englisch mit einem so starken Akzent, dass die einzelnen Silben kaum erkennbar waren. »Castello Orfeo. Willkommen.« Und er lächelte ein oberflächliches Lächeln, das seine Augen nicht erreichte. Tief in seinem Mund blitzte Gold auf.

Der Reisende neben ihm blickte auf eine Allee staubiger, schwarzer Zypressen, die direkt vor ihnen auf und ab steigend die Landschaft teilte und in einen dunklen Wald führte, aus dem die grauen Steinflügel eines hübschen Schlosses aus dem fünfzehnten Jahrhundert schauten: schroff, solide und schnörkellos. Eigentlich keine Festung, sondern ein Bergfried. Und sogar im letzten, rosigen Abendlicht eines Winternachmittags versuchte das Castello Orfeo – so kompromisslos wie immer – nicht, sich bei seinem neuesten Gast einzuschmeicheln.

Sie wartete auf sie. Der massive, befestigte Türrahmen, in dem sie stand, betonte ihre Zierlichkeit, ihre mädchenhaften Schultern, ihre winzigen Fesseln. Die riesigen, strahlend blauen Augen sahen ihn an; die Masse von rotgoldenen Haaren. Sie streckte ihm ihre zarten Malerhände entgegen, und auf ihre Lippen legte sich ein leichtes, zufriedenes Lächeln.

»Mr. Fairhead«, sagte sie im Namen des kleinen, spontanen Empfangskomitees. Ein großes Mädchen mit einer Schürze stand im Hintergrund. Sie hatte lange Haare mit Mittelscheitel, und ihr Gesicht war das perfekte, blasse, melancholische Oval einer ländlichen Madonna. Und bei ihr standen die anderen Gäste, deren Gemeinschaft Alec Fairhead komplett machte: zwei weitere Männer und zwei Frauen. Alle präsent und korrekt. »Wir fühlen uns so geehrt.«

Jeder, der Alec Fairhead in der immer stärker werdenden Dämmerung betrachtete, konnte glauben, dass er am liebsten wieder ins Auto gestiegen wäre, um dem Fahrer mit seinem Goldzahn zu sagen,

dass er ihn von hier fortbringen solle. Aber während alle auf die Antwort des Neuankömmlings auf die Begrüßung der Direktorin warteten, war die weite, staubige Landschaft hinter ihm im Dunkeln versunken, und es war zu spät.

Kapitel 1

Eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang saß Sandro Cellini an einem Februarmorgen in seinem dunklen Auto in einer Seitenstraße in einem südlichen Vorort von Florenz und dachte an seine Frau, Luisa.

Er hätte an seinen Auftrag denken sollen, aber dass er nicht an den Auftrag denken wollte, war Teil seines Problems.

Seit drei Tagen wurde Sandro Cellini dafür bezahlt, einem siebzehnjährigen Mädchen in ihre teure Schule in der Stadt und dann wieder nach Hause zu folgen. Ihre Eltern glaubten, dass sie etwas mit Drogen zu tun hatte, und wollten wissen, wer sie vom rechten Weg abbrachte. Carlotta Bellagamba war ein Einzelkind, ein »wertvolles« Kind, wie es euphemistisch hieß, durch künstliche Befruchtung entstanden.

Bisher: Nichts. Freitagabend war oft der Abend, an dem Carlotta laut ihren Eltern bis früh am nächsten Morgen ausging, und heute war Freitag, aber Sandro hatte keine großen Hoffnungen. Nicht im Leben und nicht darauf, eine entscheidende Entdeckung zu machen, die dazu beitragen würde, dass Carlotta und ihre Eltern sich besser verstünden.

Es war die moderne Welt, Eltern, die so viel zu tun hatten oder so nervös waren, dass sie einen Privatdetektiv bezahlten, um auf ihr Kind aufzupassen, anstatt sich direkt mit ihm auseinanderzusetzen. Kinder, die zu wertvoll waren, um ihnen einen wilden Augenblick hier oder da zu erlauben, aber das war nicht Sandros Entscheidung, er war nur der Dienstleister. Wie Sandros Teilzeitassistentin Giuli Sarto es formulierte: Was sollte das wertvolle Kind schon anderes tun als ausbrechen? Ein offener und abgeschlossener Fall.

Kinder. Da er keine eigenen hatte, war Sandro nur zu bewusst, dass er nicht in der Position war zu urteilen. Was für eine Art Vater wäre er überhaupt geworden? Schweigsam wie sein eigener Vater, reserviert wie seine Mutter, die von zu viel Arbeit und Sorgen erschöpft war? Er wollte gar nicht erst darüber nachdenken, wie sehr sie ein Kind geliebt hätten, er und Luisa. Die feinen Einzelheiten: Der erste Schultag, ein Kind dabei zu begleiten, wie es radfahren oder fußballspielen lernt. Rebellische Teenager, die glauben, alles zu wissen, ein Mädchen wie

Carlotta, das ihren dummen, alten Papa verhöhnt.

Das Zuhause des Mädchens lag an einem grünen Hügel, eine hübsche, zweistöckige Villa, dreistöckig, wenn man die Garage und den Keller unter dem Hochparterre dazurechnete, etwa zwanzig Jahre alt, mit einer Terrasse, einer Veranda, fünf Olivenbäumen im Vorgarten, einer Palme hinten und zwei glänzenden Autos in der Garage. Der Auftrag war nicht kompliziert, er war schlicht und einfach ein Kindermädchen. Das Problem war, dass Sandro kein Kindermädchen sein wollte.

Während der dreißig Jahre als Polizist, mit all dem Schmutz und der Langeweile, die dazugehörten, war er wenigstens ein Mann gewesen.

»Es ist klar, dass es langsam losgeht«, hatte sein früherer Partner Pietro ihn gewarnt, der Mann, mit dem er sich fünfzehn Jahre lang einen Einsatzwagen geteilt hatte. Das Leben eines Privatdetektivs wäre so wie das eines jeden anderen Freiberuflers: Er müsse sich einfach nur darauf einstellen.

Es war aber gar nicht langsam losgegangen, überhaupt nicht. Vor über einem Jahr hatte ihn sein erster Fall mit der Suche nach einem eigensinnigen, englischen Mädchen beschäftigt, deren Eltern es anscheinend völlig egal war, dass sie tot sein könnte, und mit einer trauernden Witwe, die ihn bat, den Selbstmord ihres Mannes aufzuklären. Beim schlimmsten Wetter, das die Stadt seit vierzig Jahren erlebt hatte, musste Sandro von Anfang an kämpfen – mit seinen alten Kollegen bei der Polizia di Stato, mit der unglaublichen Arroganz der rivalisierenden Carabinieri, mit den Erwartungen der Trauernden und vor allem mit sich selbst. Mit seinem neuen Status als Privatdetektiv. Der Niedrigste der Niedrigen, ohne Abzeichen oder Kollegen, musste er den Hut vor Leuten ziehen, die er verabscheute, und den Mund halten, wenn er alle zusammenbrüllen wollte.

Er konnte nicht einmal jemand anderem die Schuld für seine Entlassung bei der Polizia geben. Manche hätten es vielleicht nur eine Indiskretion genannt, ein geringfügiges Fehlverhalten, ja sogar eine gute Tat, Informationen an den Vater eines Mordopfers weiterzugeben. Aber er hatte die Regeln verletzt. Andere Männer hätten vielleicht für die Pension und ein warmes Büro, in dem man die letzten fünf Jahre des Berufslebens aussitzen konnte, gekämpft. Sandro nicht.

Er hatte das englische Mädchen gefunden, lebend, gerade noch. Er hatte ihren Entführer erwischt und die schreckliche Wahrheit enthüllt, die sich hinter der Tatsache verbarg, dass der Architekt Claudio Gentileschi ins Wasser gegangen war und seine Frau allein gelassen hatte, und er war zu seinen Zweiflern gegangen und hatte ihnen bewiesen, dass er wusste, was er tat. Es sich selbst zu beweisen, das dauerte noch ein wenig.

Und dann war es still geworden. Das Hochwasser war zurückgegangen, der Winter hatte begonnen. Weihnachten kam und ging, und Sandro saß in seinem ruhigen Büro in San Frediano und beobachtete das klare Sonnenlicht, das von einer Seite des Zimmers zur anderen glitt, und fragte sich, ob das Telefon je wieder klingeln würde.

Im Januar, nach einem Monat Däumchendrehen, hatte er sich gezwungen, einen Computerkurs zu belegen, die Grundlagen zu erlernen. Wie man Daten findet, wie man erkennen kann, ob auf einer Festplatte etwas gelöscht worden war. Er hatte vor allem gelernt, wie wenig er eigentlich wusste.

Im März hatte er zwei Wochen Arbeit gehabt. Er war der jungen, chilenischen Frau eines älteren Bäckers gefolgt, um herauszufinden, ob sie eine Affäre hatte oder nicht. Das hatte sie nicht, wie sich herausstellte, aber sie hatte eine Tochter, die sie dem Bäcker verheimlicht hatte. Sie hatte gedacht, der Bäcker werde sie nicht heiraten, wenn sie ein Kind hätte. Würde alles gut enden? Sandro wusste es nicht. Nach seiner beruflichen Erfahrung waren Stiefväter nicht zuverlässig nett zu ihren Stiefkindern. Aber das war nicht seine Sache, der Fall war abgeschlossen.

Im April kam dann der Personenschutz für den Besitzer einer kleinen Werkstättenkette in den Vororten. Einen Monat lang begleitete er den Mann, einen rauen, arroganten Typ, durch die Stadt, während er den Gewinn einsammelte, weil sein eigentlicher Leibwächter sich von einer Schusswunde erholte. Sandro hatte Luisa nichts von der Schusswunde erzählt.

Im Juni, nach einem Monat des nervigen Nichtstuns in der leeren Stadt, hatte sich eine italienisch-amerikanische Stiftung, die in der Maremma ein Schloss unterhielt, an ihn gewandt, auf Empfehlung eines

alten Kontaktes beim British Council. Die Stiftung, irgendeine Art von künstlerischer Gemeinschaft, hatte ihn gebeten, einen vollkommen sinnlosen Hintergrundcheck bei einer Angestellten durchzuführen. Es war praktisch ein Almosen. Wird es so bleiben?, wollte er Pietro fragen, als sie Schulter an Schulter im freundlichen Gedränge der Kaffeebar saßen, in die sie als Polizisten immer gegangen waren. Pietros blaue Mütze lag auf dem Tisch zwischen ihnen. Drecksarbeit und Prestigeaufträge – darauf warten, dass Krümel vom Tisch der Reichen fallen?

Während der abgestellte Motor in der dunklen, frostigen Luft klickte, wurde es kalt im Wagen: Sandro öffnete eine Thermoskanne, die er mit heißem Tee gefüllt hatte. In der obersten Etage des Hauses der Bellagamba ging ein Licht hinter dem Frostglas eines Badezimmers an, jemand war aufgestanden.

Unten ging noch ein Licht an. Stand die Mutter als Erste auf? Tappte sie in ihrem Bademantel in die warme Küche, um ihrem Mann Kaffee zu kochen? Und wieder dachte Sandro nicht an den Auftrag, sondern an Luisa. Seine Frau, mit der er seit über einem Monat nicht mehr gefrühstückt hatte. Weil immer etwas dazwischengekommen war.

Als sie sich vor der Kaffeebar verabschiedet hatten, hatte Pietro ihn kurz und heftig umarmt. Das sah ihm gar nicht ähnlich.

Er hatte gesagt: »Es ist gut, wenn du etwas Zeit hast, Sandro. Luisa braucht dich.«

Luisa hatte ihn gebraucht, als sie krank geworden war. Jetzt war er sich da nicht mehr so sicher.

Die Leute hatten sich um sie geschart. Wenn man Sandro vor Luisas Diagnose gefragt hätte, hätte er gesagt, dass sie eine Handvoll Freunde hatten, nicht mehr. Aber als bekannt wurde, dass Luisa im Krankenhaus gewesen war, hielten ihn Männer, Frauen und Kinder auf der Straße an, um zu fragen, ob es ihnen gut ginge, ob sie irgendetwas brauchten. Sogar der schweigsame Zeitungsverkäufer suchte ihnen Werbegeschenke aus der hinteren Ecke seines Kiosks, Restaurantführer, Karten von Sizilien, Postkarten mit Eselsohren. Luisa hatte sehr schnell genug davon gehabt, sie wollte einfach nur wieder arbeiten. Alles, was nach Wohltätigkeit roch, ärgerte sie.

Nach der Operation im November vor fünfzehn Monaten hatte sich Luisa einen Monat für die Chemo freigenommen, den Dezember, und obwohl die Therapie noch im Januar und Februar weiterging, hatte sie bereits genug davon, zu Hause zu sitzen und Däumchen zu drehen. Sie nahm sich nur Freitag und Samstag jede Woche frei, Freitag, um die Medikamente zu nehmen, Samstag, um in einem abgedunkelten Zimmer zu liegen, während er sie mit trockenen Keksen und Kamillentee fütterte, weil sie schon erbrechen musste, wenn sie nur den Kopf hob. Und Sonntag, um Sandro den ganzen Morgen über anzuschmauzen. Gegen Abend wurde sie dann wieder weicher und weinerlich, und er war sich nicht sicher, was schwerer zu ertragen war.

Und am Montag war sie dann wieder zur Arbeit gegangen. Die verlässliche, kräftige Luisa im Laden bei Frollini, im Schatten des Palazzo Vecchio, wo sie 500-Euro-Schuhe an hübsche, verwöhnte Frauen aus der ganzen Welt verkaufte, immer höflich, manchmal großzügig bei den Rabatten und stets stolz auf ihre Ware. Sie war nicht mehr so kräftig wie früher, die Chemo hatte sie ein paar Kilo gekostet, und bei der Operation hatte sie eine Brust verloren und nur noch eine Schaumstoffprothese an ihrer Stelle. Sie hatten im Krankenhaus über eine Rekonstruktion gesprochen, aber Luisas Gesicht war bei der Aussicht auf weitere Operationen und mehr Zeit im Krankenhaus, als nötig war, um ihr das Leben zu retten, stur geworden. Die Prothese wäre genug.

Sie waren Ende März zu einer Nachuntersuchung gegangen, an einem ungewöhnlich heißen Tag für diese Jahreszeit, draußen in Careggi. Beide hatten anderthalb Stunden in einem Baustellenwagen gewartet, der als provisorische Klinik diente. Sandro hatte versucht, die Hand seiner Frau zu halten, aber sie war ungeduldig mit ihm gewesen. Es war zu heiß, hatte sie gesagt. Als sie endlich in das Sprechzimmer gekommen waren, hatte sich ein Ausschlag nahe der Narbe gebildet, der hätte gefährlich sein können, aber es stellte sich heraus, dass nur die Hitze daran schuld war. Man musste sich keine Sorgen machen. Noch eine Nachuntersuchung im September blieb ohne Befund. Wir warten neun Monate bis zum nächsten Termin, hatte es geheißt.

Neben dieser Nachricht, auf die er so sehr gehofft hatte, dass er es

kaum glauben konnte, war die Arbeit natürlich egal. Sollte egal sein. Aber Sandro hasste es, Luisa nicht versorgen zu können. Er wollte nicht, dass sie sich Sorgen wegen des Geldes machte.

In der ruhigen Vorortstraße, ruhig, abgesehen vom unablässigen Rauschen der Lastwagen auf ihrem Weg in die Stadt, war das Licht immer noch grau. Die Sonne war noch nicht mehr als ein zitronengelbes Leuchten hinter den Hügeln im Osten, aber der Himmel war klar, bloß ein paar dünne Wolkenfetzen mit rosa Flecken hingen im Osten. Es war sehr kalt.

Sandro trank einen Schluck von seinem abkühlenden, süßen Tee, zog seine Handschuhe an und rieb sich kräftig die Arme. Er fühlte sich, als befände er sich in einer Art Niemandsland, in dieser anonymen Straße, wo es weder Tag noch Nacht war. Der unsichtbare Mann. Wohl eine nützliche Eigenschaft als Privatdetektiv, wenn auch nicht im Leben.

»Fahr mit ihr in Urlaub«, hatte Pietro gesagt.

Das ganze Jahr über, seit die Chemo beendet war, hatte er sie gefragt. Vielleicht eine nette Reise über Ostern in die Cinque Terre? Vielleicht könnten wir im Sommer wieder nach Apulien fahren?

»Warten wir lieber bis nach der nächsten Nachuntersuchung«, hatte sie zu Anfang geantwortet, dann: »Jetzt nicht.« Frollini war den ganzen August über geöffnet gewesen, und sie würde nirgendwohin reisen. Ihr Chef, der sanfte, alte Frollini selbst, älter als Sandro, aber besser in Form, hatte Luisa gesagt, dass sie das Juwel in seiner Krone sei.

»Wir können es uns nicht leisten«, war Luisas matte Trumpfkarte gewesen.

Weil du nichts verdienst, oder? Eigentlich nicht. Das hatte sie nicht ausgesprochen.

Bevor ihn dieser Auftrag um sechs Uhr aus dem Haus trieb, hatte Sandro jeden Morgen wach gelegen und darüber nachgedacht, was er ihr sagen würde, wäre er mutig genug.

Ich will nicht, dass dein Chef dich häufiger sieht als ich, würde er sagen. Ich will meinen Kaffee zu Hause trinken, am Küchentisch mit dir in deinem großen, weißen Bademantel. Ich will, dass es wieder so wird wie früher.

Aber dazu war es jetzt zu spät, oder nicht? Sandro schien immer

einen Schritt zurück zu sein. Während er sich immer noch überlegte, wie er mit seiner eigenen Frau reden sollte, hatte sich bei Frollini Neues ergeben. Luisa kam voran, und er blieb zurück.

Und plötzlich passierte etwas. Da vorn stürmte das Mädchen aus der Haustür, schrie über ihre Schulter etwas in das dunkle Haus. In einer engen, karierten Bomberjacke, engen Jeans, Schaffellstiefeln und fingerlosen Handschuhen hievte sie eine grellrosa Vespa unter dem Verandadach hervor, ließ eine Tasche in die Box fallen, griff nach einem Helm, schob das Fahrzeug rennend auf die Straße und war fort.

Sandros Tag hatte begonnen.

Kapitel 2

Er kam erst im letzten Augenblick ins Blickfeld, da die vielen Weiden, die am Flussufer wuchsen, ihn zunächst verdeckten. Caterina Giottone sah ihn gerade noch rechtzeitig, um schlingernd ausweichen zu können, dann war sie auch schon vorbei. Die hohe, weiße Flanke eines Lastwagens mit Hubgeräten auf der Ladefläche, rotweißes Band blitzt auf; ganz darauf konzentriert, zur Arbeit zu kommen, war das alles, was sie sah. Dann fuhr sie über Glatteis, und zum Glück hatte sie nicht nach hinten gesehen, sonst hätte sie jetzt mit einem oder zwei gebrochenen Knochen auf dem Asphalt gelegen.

Der Motorroller fuhr ruhiger, als sie einen Gang herunterschaltete. Caterina, Cate für ihre Freunde, beugte sich über das Lenkrad und fuhr den Hügel hinauf. Es war kalt, o Gott, war es kalt.

Es war so kalt, dass Cate sogar durch die Schichten von Fleece und Wolle und Leder ihre Zehen nicht mehr spürte. Ihre hohen Wangenknochen, die der atemraubenden, messerscharfen Kälte ausgesetzt waren, fühlten sich wie roh an. Während ihr motorino sich den Hügel hinaufkämpfte und Orfeo endlich auftauchte, überlegte Cate, wie fast jeden Morgen auf dem Weg zu ihrem Arbeitsplatz, dass es so anders war als ihr Zuhause.

Es lag zum Teil an der Geographie. Cate war im weiten, flachen Val di Chiana aufgewachsen, wo man meilenweit sehen konnte, und überall, wo man auch hinsah, befanden sich Häuser. Die Weiden der Chianina-Rinder wechselten sich ab mit eckigen, turmbewehrten Bauernhäusern, Heuschobern und immer häufiger mit capannoni, den flachen, grauen Hallen der Industrie. Die Hügel in Cates Heimatort waren weich und rund, und auf ihren Kuppen lagen Städte und Kirchtürme, ihre Hänge waren voller Restaurants und Kaffeebars und Unmengen von Teenagern.

Die etruskische Maremma war anders. Zwei Stunden südlich gelegen, doch die Hügel waren felsig, kahl, unfreundlich und wild, ab und an lag ein ausgebleichtes und stilles Dorf darauf. Einem Stadtmädchen wie Cate kam es im Winter leer, staubig und braun und kahl und wild vor. Die blattlosen Bäume und die vertrockneten Büsche klebten wie

Spinnweben an den Hängen. Cate hatte ein Zimmer in der dem Schloss am nächsten gelegenen Stadt gemietet, ein dreckiger Ort am Rand der Ebene namens Pozzo Basso, und auf ihrem acht Kilometer langen Arbeitsweg kam sie mit dem motorino nur ab und zu mal an einem Bauernhaus vorbei, während sie die stillen Hügel hinauffuhr.

Einige Bauernhäuser waren zu Ruinen geworden, mit Brombeeren und wildem Wein überwachsen, von der Landschaft aufgesogen. Bei ihrem Anblick lief es Cate kalt den Rücken hinunter. Diese schwer erkennbaren Erhebungen unter dem Efeu, die Steine wie halb beerdigte Leichen. Sie erinnerten sie daran, wie schnell ein Mensch verschwinden kann.

Sie nennen das Schloss einfach nur Orfeo, obwohl die Letzten der Familie Orfeo in ihrer luxuriösen Villa in Florenz wohnten, da das Schloss zu ungemütlich, zu zugig und zu teuer zu heizen war. Die meisten der Angestellten waren, anders als Cate, aus der Region, ihre Familien waren dem Ort seit Generationen verbunden. Die Stiftung bedeutete ihnen gar nichts, der verlorene Sohn, der in den 1930er Jahren über den Atlantik verschwunden war, während des Krieges in der Stahlbranche Geld gemacht hatte und dann begeistert vom American Way of Life zurückgekehrt war, um ein Künstlerhaus für englischsprachige Künstler zu gründen. Sie tolerierten die Stiftung, die von Büros in Baltimore aus geleitet wurde, aber fünfzig Jahre bedeuteten nicht viel in dieser Landschaft voller etruskischer Höhlen, wo sogar die Römer noch relative Neuankömmlinge waren.

Ginevra, die Köchin, hatte mal gesagt, wie überrascht sie sei, dass Cate nicht von zu Hause aus pendelte, wenn sie nicht vor Ort wohnen wollte. Sie gehörte zu einer Generation, für die es völlig natürlich war, dass eine unverheiratete Neunundzwanzigjährige bei ihren Eltern wohnte, oder in ihrem Fall bei ihrer Mutter und ihrem Stiefvater, selbst wenn das einen langen Arbeitsweg bedeutete. Aber Cate, die den größten Teil ihrer Teenagerjahre damit verbracht hatte, mit dem sturen, altmodischen Mann zu streiten, den ihre erschöpfte Mutter heiratete, nachdem Cates Vater sie verlassen hatte, lebte nun schon seit über zehn Jahren nicht mehr zu Hause. Sie hatte auf den Kreuzfahrtschiffen vor der Küste Floridas gearbeitet, in Restaurants an der Côte d'Azur, sogar

in einer Kaffeebar in Bath, England, aber dieser Ort, das Castello Orfeo, zwei Stunden entfernt von der Stadt, in der sie geboren worden war, schien manchmal der fremdeste von allen zu sein.

Und an diesem Morgen noch mehr als sonst. Cate fragte sich, ob es daran lag, dass sie einfach nicht hierhergehörte. Hatte sich das schon lange abgezeichnet? Vielleicht, die Wintersaison war sicherlich anstrengender als die Sommersaison. Die Gäste fragten sich, was sie mitten im Nichts taten, in der Kälte und dem Regen, schließlich hatten sie Italien gebucht. Aber gestern war es richtig schwierig gewesen, gestern war alles schiefgelaufen. Gestern war nichts in Ordnung gewesen.

An einer scharfen, baumbestandenen Kurve tauchte der konvexe Spiegel auf, der diskret den Hintereingang zum Schloss markierte. Cate fuhr in die Kurve und gab zwischen den Bäumen Gas, damit ihre kleine Vespa es über die Steine und den Schotter der hinteren Zufahrtsstraße schaffte. Besucher und Gäste sollten diese Straße nicht benutzen, obwohl sie eine Abkürzung war. Es gab kein Panorama, keine Allee, keinen Rahmen für die hübsche, abweisende Fassade des Schlosses, und der Untergrund war holprig. Auf diesem Weg kam man durch ein düsteres Dickicht aus Steineichen, und die Seite des Schlosses tauchte recht plötzlich vor einem auf.

Eine Fahnenstange markierte eine kleine Lichtung, auf der die unterschiedlichen Fahrzeuge der Angestellten außer Sichtweite parkten, und Cate stieg ab und schob ihr Moped an die Stelle, die inoffiziell für sie reserviert war. Unten . rechts befanden sich die Wäscherei und das Atelier, wo die Vorhänge fest zugezogen waren; es würde noch eine Weile dauern, bevor sie geöffnet wurden. In ihrer Tasche gab ihr Handy seinen fröhlichen Klingelton von sich. Vincenzo.

Sie nahm den Helm ab und hielt sich das Handy ans Ohr. »V'cenz. Caro.«

Sie waren noch nicht lange zusammen, fünf Monate. Er hatte sie in dem noch spät geöffneten Supermarkt in Pozzo getroffen, wo er arbeitete, als sie ein paar Bier auf dem Nachhauseweg zu ihrem Einzimmerapartment über einer Bikerbar kaufte. Vincenzo war jünger, ein oder zwei Jahre, und hatte ein ruhiges Leben geführt. Er sah Cate an, und sie wusste, dass er ein Mädchen sah, das die Welt bereist und

sich seine Unabhängigkeit verdient hatte und das allein spätabends Bier trank. Seine Augen leuchteten, wenn er sie anschaute. Er war süß.

»Ja«, sagte sie als Antwort auf seine Frage, »gerade angekommen. Gut, ja, mir geht's gut.«

Sie hatte ihm gestern Abend von ihren Sorgen erzählt, und er dachte an sie, das war alles. Als sie sich umdrehte, stellte sie fest, dass der Pick-up des Gärtners an seinem üblichen Platz stand, und sagte: »Mauro ist wieder da.«

Vincenzo hatte Frühschicht, und sie wusste, dass er gerade ohne Kunden an der Kasse saß. Was er wirklich wollte, das wusste Cate, war, mit ihr zusammenzuziehen. Sie ließ ihn reden und sah sich um. Wenn der Pick-up ein Beweis war, dann war der sauertöpfische Mauro, ein Faktotum, Mädchen für alles und Gärtner, wieder zurück. Gestern hatte er, sehr zum Verdruss der Direktorin, den ganzen Tag einem Bauern geholfen, seine Rinder aus einem Fluss auf der anderen Seite des Tals zu treiben. Aber etwas war anders, doch sie wusste noch nicht, was. Das Handy hatte Cate zwischen Ohr und Schulter geklemmt, während sie die glänzende Box hinten auf der Vespa öffnete und die dicke Canvastasche heraushob, die sie zur Arbeit mitnahm. Ihre Finger fühlten sich sogar in den Handschuhen wie gefrorene Würstchen an.

»Okay, Liebling«, sagte sie sanft, »heute Abend, das wird toll. Kann ich dich anrufen? Ich muss rein, ich friere. Un bacio, okay? Un bacio.« Widerwillig ließ er sie gehen, und Cate lief unter den Bäumen auf das Schloss zu.

Obwohl sie vor sechs Monaten bei Orfeo angefangen hatte, verstand Cate die Prinzipien dort immer noch nicht genau. Zwischen fünf und zehn Gäste trafen alle zehn Wochen ein, alle, oder fast alle, waren allein und auf die eine oder andere Art kreativ. Man hätte sie als Künstler bezeichnen können, nahm Cate an, aber für sie waren Künstler immer Maler oder Bildhauer. Orfeos Gäste konnten Dichter oder Autoren von Romanen oder Theaterstücken sein, oder sie bauten winzige Objekte aus Federn oder Ton oder komponierten Opern, in die sie die Gesänge von Unterwassertieren einbauten.

Was auch immer sie taten, sie waren überall, wohnten zehn Wochen in den Apartments des Schlosses und in den Außengebäuden, wurden

gefüttert und getränkt und hin und wieder unterhalten. Ein Ausflug zu Galerien und Kirchen oder ein Gastvortrag. Cate hatte immer angenommen, dass sie wegen ihrer Arbeit hier waren, aber manche von ihnen schienen überhaupt nichts zu tun, und es wurde sicher nie ein Leistungsnachweis von ihnen verlangt. Ganz ehrlich, Cate verstand nichts von Kunst. Und diese Leute, nun ja. Sie waren für sie eine unbekannte Spezies. Doch andererseits, ein paar Amerikaner, ein britischer Romanautor, ein norwegischer Dichter ..., Cate überlegte, während sie um die Mauer in Richtung Schlossküche ging. So überraschend war das nicht. Es waren Ausländer.

Oft gab es auch ein paar Italiener, dieses Mal jedoch nur einen, und da er aus Venedig kam, war er für ein Mädchen aus der Ebene des Val di Chiana exotisch genug. Aber auch sie sollten jedes Gespräch auf Englisch führen, der offiziellen Sprache des Schlosses. Der Norweger und die junge Amerikanerin, die beide ihre Sprachkenntnisse verbessern wollten, versuchten immer wieder mal, die Angestellten und die italienischen Gäste in deren Muttersprache anzusprechen, aber das wurde nicht gern gesehen. Cate fand die Regel der Haussprache nicht verkehrt, da sie der Grund dafür war, dass sie als Außenseiterin eingestellt worden war. Ihr Englisch und ihre ruhige Art mit den merkwürdigen Fremden hatte sie an Bord von Kreuzfahrtschiffen gelernt. Aber diese Regel, wie so viele andere, war eigenartig und machte aus dem Ort eine Art sonderbaren Inselstaat inmitten der einsamen Hügel. Manchmal erinnerte Orfeo mit seinen Verboten und Strafen, seiner lächelnden, unnachgiebigen Direktorin Cate an ein Internat oder ein Gefängnis.

Die Küche und das Esszimmer befanden sich in den alten Ställen, die hinter dem Schloss lagen, an seiner blinden Seite, und dort gab es einen Dienstboteneingang in der Mauer, die den Komplex umschloss, dahinter ein kleines Stück kurz gemähten Rasen. Aus den Öffnungen des Raumes, in dem sich die Heizung des Schlosses befand, zog der Dunst heraus, und das Gras knirschte vor Frost unter ihren schweren Stiefeln. Die Küchentür stand ein Stück offen. Cate hörte Stimmen und blieb stehen. Die Tasche über der Schulter, der Atem zu Wölkchen kondensiert, lauschte sie.

Es waren zu viele Stimmen, und sie sprachen zu laut. Die Direktorin mochte keinen Radau, vor allem keinen italienischen Radau. Cate war angestellt worden, nachdem ein Küchenmädchen – Kellner war anscheinend ein zu modernes Wort für das Image des Schlosses, alles musste einen mittelalterlichen Klang haben – einer Amerikanerin etwas Unverschämtes auf Italienisch zugerannt hatte. Sie war nicht mal ein Gast, sondern die Frau eines Gastes, die einen Abend zu Besuch gewesen war. Das Mädchen war entlassen worden, es hieß, sie hatte auf dem ganzen Weg nach draußen über ihre Schulter etwas in ihrem rauhen, trotzigem, toskanischen Akzent gebrüllt.

Daher war es ungewöhnlich, diese Art von unachtsam erhobenen Stimmen zu hören. Selbst wenn es zu einem Streit gekommen wäre, und das geschah oft, dann wurde er auf eine zischende, fauchende, flüsternde Weise ausgetragen. Es war also etwas passiert.

Cate wollte wissen, welche Szenerie sie gleich betreten würde, daher blieb sie reglos auf dem gefrorenen Gras stehen und dachte nach. Von der anderen Seite des Hügels, von den paar Bauernhäusern, in denen die anderen wohnten, bellten die Hunde herüber. Das Geräusch prallte an den Abhängen ab. Heute Morgen war dieser erste Blick auf Orfeo vom Gipfel des Hügels irgendwie anders gewesen. Vor ihrem inneren Auge ging Cate noch einmal im Detail alles durch, was sie gesehen hatte: Bäume, die dunkle, zinnenbewehrte Silhouette, die für die Fassade zu kleinen und zu schmalen Fenster und das große Tor zum Hof, das offen war. War das der Grund für die Aufregung?

Immer noch außer Sichtweite der Küchentür, trat Cate zurück und ging wieder bis zu dem schmalen Tor in der Mauer. Sie waren da drinnen zwar nett zu ihr, aber sie war immer noch eine Außenseiterin. Sie musste vorbereitet sein. Sie sah auf ihre Uhr, er war gerade mal acht Uhr, und sie war immer noch zu früh für die Arbeit. Sie stand noch eine Minute da und schaute dorthin zurück, woher sie gekommen war, betrachtete die Bäume, ihr motorino, Mauros Pick-up und Ginevras Punto, den Kornspeicher, die Fahnenstange. Die Fahne hing auf halbmast, so hatte sie sie noch nie gesehen: Das war etwas, sicher, auch wenn sie die Bedeutung nicht begriff. Und ihr fiel auf, dass der riesige Geländewagen des Schlosses nicht zu sehen war. Das Monster nannten

sie ihn, Il Mostro.

Na ja, dachte Cate verwirrt, also nicht viel. Ein offenes Tor, Il Mostro unterwegs auf einer Spritztour. War die Dottoressa gestern Abend nach dem Abendessen noch irgendwohin gefahren, in dem Auto, das sie wie ihr persönliches Eigentum behandelte? Oder sogar heute früh? Aber es war noch zu früh, als dass sie wach und aufgestanden wäre, und außerdem fiel Cate etwas auf in der Lücke zwischen den Bäumen, hundert Meter entfernt in der Hauptauffahrt, die zum großen Tor führte.

Etwas Blaues, Niedriges. Ein Polizeiwagen.

Und sie lief über das gefrorene Gras zur Tür und platzte in die Küche, als wäre sie gerade erst angekommen, und alle schwiegen sofort.

Kapitel 3

Während Sandro die Via Senese im grauen Morgenlicht entlangfuhr und die rosa Vespa im Blick behielt, tat er das wie auf Autopilot. Nach drei Tagen hätte er es auch blind machen können: Sandro hatte immer schon ein Talent für die Orientierung gehabt. Wenn auch nicht für Verhandlungen.

Gestern Abend hatten er und Luisa über den Auftrag gesprochen, was Sandro überrascht hatte, und auch gefreut.

Sie war schon zu Hause gewesen, als er um halb acht heimkam.

Er war dem Mädchen zur Schule gefolgt, wo sie den ganzen Tag geblieben war, er war ihr wieder nach Hause gefolgt. Er war ihr in eine Kaffeebar in Galluzzo gefolgt, wo sie mit drei Freundinnen eine heiße Schokolade getrunken hatte, dann war sie wieder nach Hause gefahren.

Luisa hatte polpettone gekocht, und der Geruch von Kalb- und Schweinefleisch und Wein, der aus dem Ofen drang, hatte seine Stimmung gehoben wie schon seit Wochen nicht mehr. Er hatte sie dankbar am Herd umarmt, und sie hatte sich umgedreht und ihn rasch in die Wange gezwickt, bevor sie sich wieder ihren Pfannen zuwandte.

Sandro hatte sich an den Tisch gesetzt und sich ein Glas Wein von Morellino di Scansano eingeschonkt, den er im Weingeschäft in der Via dei Serragli auf dem Nachhauseweg gekauft hatte, als feierliche Geste, ein Auftrag war ein Auftrag. Die Besitzerin, eine große, kräftige Blondine, über die er manchmal ins Grübeln kam – ihre Stimme war zu tief, ihr Adamsapfel zu deutlich –, hatte ihm den Wein empfohlen. Sie oder er hatte einen ausgezeichneten Geschmack.

Luisa hatte das Fenster geöffnet, um die Fensterläden zu schließen, und er hatte gesehen, dass sie in der eisigen Luft zitterte. Irgendetwas in der Chemotherapie hatte sie in die Wechseljahre versetzt, und sie zog sich bei einer Hitzewallung die Weste aus.

»Du wirst dir den Tod holen«, sagte er hoffnungslos.

»Mir geht's gut«, erwiderte sie ungeduldig, schien dann aber lockerer zu werden. Sie zog einen Pullover an, der über einer Stuhllehne hing. Sandro erinnerte sich nicht, ihn schon einmal gesehen zu haben.

Zimtfarbene, feine Merinowolle. Sah teuer aus. Wenn Luisa sein Blick aufgefallen war, so hatte sie es sich nicht anmerken lassen.

»Hübscher Pullover«, sagte er sanft.

»Nicht wahr?«, meinte sie. »Alte Kollektion, hat kaum was gekostet.«

Er hätte froh sein sollen, dass sie stolz auf ihr Aussehen war. »Du siehst wunderschön aus«, hatte Sandro unbeholfen gesagt. »Meine wunderschöne Frau. Komm und trink ein Glas mit mir.«

»In einer Minute«, sagte sie, wandte ihm den Rücken zu und rührte in einer Pfanne.

»Was machst du denn jetzt?«, fragte er.

»Nur ein Ragout. Zum Einfrieren. Ich dachte, wo ich gerade dabei bin, mache ich das schnell noch. Ich habe auf dem Markt die doppelte Menge gekauft.«

Irgendetwas an diesem Kochmarathon machte Sandro nervös. Aber noch bevor er seine Nervosität näher fassen konnte, hatte Luisa die Schürze abgelegt und saß neben ihm. Ihre Haut leuchtete vor dem feinen Braun des neuen Pullovers. Sie erhob das Glas, in das Sandro ihr Wein eingeschenkt hatte.

Sie sprachen über Carlotta, und Sandro hatte gemerkt, wie der Wein und Luisas Aufmerksamkeit ihn weicher werden ließen, ihn entspannten.

»Klingt für mich wie ein normaler Teenager«, hatte Luisa gesagt.

»Wir haben nie Drogen genommen«, hatte Sandro entgegnet. Er war um die zwanzig gewesen, als er Luisa getroffen hatte, nahe genug an Carlottas Alter.

»Damals war alles anders«, hatte Luisa gesagt, mit einem leichten Lächeln auf den Lippen. »Wir hatten kein Geld.«

Sie hatte einen winzigen Schluck Wein getrunken, Sandro wusste, dass sie irgendwo gelesen hatte, dass mehr als ein Glas Wein täglich das Risiko, an Brustkrebs zu erkranken, erhöhte. Sie war nie eine Trinkerin gewesen, er hatte ihr sagen wollen: Es gibt keinen Grund, cara, such nicht nach einem Grund.

»Das stimmt«, hatte er gesagt. »Richtig, wir hatten kein Geld.« Nicht, dass wir heute viel mehr hätten. »Aber es gab auch keine Drogen, nicht so wie heute.«

Luisa hatte ihn scharf angesehen. »Nicht so viele«, hatte sie gesagt.

»Aber es gab welche.«

»Woher willst du das wissen?« Sandro war erstaunt gewesen. Seine Frau zuckte mit den Schultern, und ihm fiel auf, dass ihre Schultern so schmal waren wie damals, als sie das erste Mal zusammen ausgingen. Sie zog eine Augenbraue hoch und lächelte ihn listig an.

»Als ich damals zu arbeiten begonnen habe, gab es Mädchen, die nahmen bestimmte Pillen. Drogen, die sie schlank hielten. Die amerikanischen Studenten brachten einiges mit, Amphetamine, nehme ich an. Sie nannten es Speed. Erinnerst du dich nicht an den Jazzclub hinterm Bahnhof?« Ihre Augen blitzten.

Und Sandro hatte sich daran erinnert, obwohl er dreißig Jahre nicht mehr an den Ort gedacht hatte, nicht, dass er jemals in diesem Club gewesen wäre. Er war in den späten Sechzigern geschlossen worden, vernagelt und vergammelt, bis er zwanzig Jahre später als Discountladen wiedereröffnet wurde. Gatto Nero.

»Bist du je dahin gegangen?«, hatte er sie neugierig gefragt. »In die Gatto?« Dreißig Jahre, und doch gab es immer noch Dinge, die er nicht über Luisa wusste.

»Ein- oder zweimal. Der Fotograf hat mich mitgenommen.«

Der Fotograf war vor Sandros Zeit gewesen. Er war zwanzig Jahre älter als Luisa und ein Freund, nicht der Freund. Sandro war trotzdem sehr eifersüchtig auf den Mann gewesen. Ihm wurde erst jetzt klar, da er selbst in den Fünfzigern war, dass der Fotograf, der schon lange tot war, fast sicher schwul gewesen war. Luisa hatte den Mann verehrt, das war alles, was Sandro wusste.

Es war Ewigkeiten her, dass sie das letzte Mal so miteinander gesprochen hatten. Ihre eheliche Spezialität war Ruhe und Frieden. Und lange vor dem Krebs hatten sie das letzte Mal über die alten Zeiten gesprochen. Sandro hatte gewusst, dass er es einfach geschehen lassen und es genießen sollte, aber er konnte es irgendwie nicht. Was bedeutete das?

»Ein Einzelkind«, hatte Luisa kopfschüttelnd gesagt. »Sie sind heutzutage alle Einzelkinder. Das muss ja schiefgehen.«

»Das weiß ich nicht«, hatte Sandro nachdenklich erwidert. Er hatte ihr nicht erzählt, wie das Kind entstanden war, das wertvolle Kind.

Hätten sie ein eigenes Kind gehabt, er und Luisa, wenn sie ihre Scham überwunden und Experten konsultiert hätten? Das würden sie nie wissen.

»Ich nehme an, dass sie das Richtige tun und es direkt zu Anfang verbieten, sollte sie tatsächlich mit Drogen zu tun haben«, hatte er hinzugefügt. Er hatte an das Mädchen gedacht, wie sie mit ihren Freundinnen bei einer heißen Schokolade saß und kicherte. »Bisher hat sie allerdings noch keinen falschen Schritt gemacht. Aber normalerweise geht sie am Wochenende aus. Donnerstag, Freitag. Gestern Abend ist sie zu Hause geblieben.« Er hatte Luisa angesehen. »Ich gehe also davon aus, dass ich morgen erst spät zurückkomme.«

Luisa nickte und sah plötzlich ängstlich aus.

»Sie ist ein nettes Mädchen«, hatte Sandro gesagt. »Sie wird's schon schaffen.«

»Gut«, hatte Luisa gesagt, ihn leicht getätschelt und war aufgestanden. Ihr Glas auf dem Tisch hatte sie kaum angerührt.

»Also, was soll das alles?«, hatte Sandro gefragt, als sie sich bückte, um nach den polpettone zu sehen.

»Was?«, hatte Luisa über die Schulter gefragt.

»Dieser Kochrausch«, sagte er lächelnd. »Nicht, dass ich mich darüber beschwere.«

Er hatte eigentlich nicht gedacht, dass es einen echten Grund dafür gäbe. Aber den gab es.

»Deck den Tisch«, sagte sie, »dann erzähle ich es dir.«

Er hatte gewusst, dass es ihm nicht gefallen würde.

Kurz hinter der Stadtmauer fuhr die rosa Vespa bei Gelb über eine große Kreuzung, und Sandro fuhr bei Rot hinter ihr her, weil es ihm plötzlich egal war. Ein Lieferwagen hupte, bremste knapp hinter ihm, aber Sandro sah sich nicht einmal um.

Die Sonne war gerade über den Hügeln des Casentino im Osten aufgegangen und schien auf den silbrigen Arno, der sich unter den riesigen Schirmpinien, die die Viale Michelangelo säumten, wand. Sie waren fast angekommen. Vor ihm wurde Carlotta Bellagamba langsamer, die kleine Vespa schwankte, als würde auch Carlotta die

Aussicht bewundern, als wäre auch sie überrascht von ihrer überwältigenden Stadt. Die tiefe, flache Sonne strahlte auf die goldene Kugel oben auf der großen, roten Kuppel von Santa Maria del Fiore, und dahinter, im Südwesten, waren die entfernten Apenninen mit Schnee bedeckt.

Die rosa Vespa schoss in der letzten Minute nach links, ein alter Mann mit Hut und Mantel sprang wütend aus dem Weg, Sandro bog gemütlich hinter ihr ab.

Die Schule, das Liceo Classico Marzocco, war natürlich die beste. Die hohen, verputzten Mauern entlang der Straße, die einem Außenstehenden wie ein Feldweg mit überhängenden Glyzinien und Magnolien erscheinen mussten, verbargen einige der exklusivsten Immobilien der Stadt. Vor Sandro stellte sein Zielobjekt ihre Vespa in eine lange Reihe von Mopeds vor einer blitzsauberen Fassade, wie sie es jeden Tag getan hatte, an dem er sie beobachtete.

Sandro fuhr langsam weiter, und als er außer Sichtweite war, stellte er sich in eine Auffahrt und stieg aus.

Der Bürgersteig vor der Schule war voller Schüler, die rauchten und redeten. Sie hüpfen in der Kälte herum und lachten. Sie warteten bis zum letzten Moment, bevor sie hineinliefen. Es war jetzt nach acht Uhr. Sandro ging langsam, damit er Zeit hatte, Carlotta in der Menge zu finden. Er musste vom Bürgersteig auf die Straße treten, so voll war es, und dann zwang ihn ein glänzender, neuer Audi wieder zurück. Er blieb direkt vor den Schultoren stehen. Ein gut aussehender, älterer Mann mit Schnurrbart in einem perfekten Anzug, ein bisschen wie Frollini, dachte Sandro, ein Tausend-Euro-Anzug, dazu eine nette Sonnenbräune. Er war ihm sofort unsympathisch. Der Mann stieg aus und schimpfte mit dem schlaksigen, langhaarigen Jungen, der beleidigt auf der Beifahrerseite ausstieg. Sohn oder Enkelsohn? Sohn, beschloss Sandro, dieser Mann war offensichtlich reich und clever genug, um trotz seines Alters eine gebärfähige Frau gefunden zu haben. Ihm schien es völlig egal zu sein, dass sein breites Auto ein Hindernis darstellen könnte. Schließlich schlurfte der Junge weg. Und nachdem er arrogant eine Minute dagestanden und ihm nachgesehen hatte, stieg der Mann wieder in den Audi und fuhr los.

Ungeduldig wartete Sandro darauf, dass das große Auto wegfuhr. Aus den Augenwinkeln beobachtete er den großen Jungen, der durch die Menge ging. Zu seiner Überraschung blieb er bei Carlotta stehen, Carlotta in ihrer lila Strickmütze, und beugte sich zu ihr vor, um sie zu begrüßen. Er war locker, aber Carlottas Körpersprache sagte Sandro, dass, falls der Junge nicht ihr Freund war, sie sich wünschte, er wäre es. Das war das erste Mal, dass Sandro ihn sah, was bedeutete, dass er den Stundenplan nicht so genau nahm. Seine langen Haare waren glatt und glänzend, und er trug einen Armeerucksack. Carlotta hakte sich bei ihm ein, er akzeptierte das. Sie gingen hinein.

Sandro wartete, an die Schulmauer gelehnt, für den Fall, dass sie noch einmal herauskam. Es gab junge Leute, die in der Technik des Schuleschwänzens geübt waren. Sie wussten genug, um nicht einfach zu verschwinden, sie wussten, wie sie sich zuerst eintragen und dann abhauen konnten. Aber dann war es auch so, dass die Straße im scharfen, blauen Licht so schön war und plötzlich so friedlich, jetzt, da alle Schüler im Gebäude verschwunden waren, dass er das Gefühl hatte, er könnte den ganzen Tag über hier stehen bleiben. Damit er nicht nachdenken musste.

Der Schule befand sich gegenüber eine niedrige Steinmauer, hinter der es bergab in ein kleines Tal ging, mit Olivenbäumen und einer perfekten Villa, bevor es auf der anderen Seite wieder bergauf ging bis zur beeindruckenden, mittelalterlichen Stadtmauer, die sich über den Hügel zog. Es war möglicherweise der perfekte Ausblick, den Sandro je gesehen hatte: das Silbergrün der Bäume, der goldene Stuck der Villa, die rauen, grauen Steine der Festungsanlagen der Stadt und die entfernte, stattliche Silhouette des großen Domes dahinter. Holzrauch stieg von irgendwo am Abhang auf, das Licht war wegen der frühen Stunde noch rosig, der Himmel war von einem fast unwirklichen, klaren Blau.

Luisa.

Es stellte sich heraus, dass dort herumzustehen ihn doch nicht vom Grübeln abhielt. Sandro stampfte in sprachloser Frustration mit den Füßen auf, und das Geräusch störte die Stille. Er sollte jetzt Hand in Hand mit Luisa durch diese schmalen Gassen gehen und auf die Stadt

sehen, sie sollten ihren Ruhestand genießen.

Dinge zu klären, das war noch nie Sandros Stärke in der Ehe gewesen. Er zog es vor, Unstimmigkeiten auszusitzen. Er hatte es gestern Abend versucht, und er dachte sogar, dass es ihm gelungen wäre. Luisa hatte geglaubt, dass er sich für sie freue. Es sah ihr nicht ähnlich, sich etwas vorzumachen, aber dieses Mal hatte sie nur gehört, was sie hören wollte.

»Liebling«, hatte sie gesagt und den Holzlöffel neben die Pfanne gelegt, den Deckel aufgesetzt und ihre Schürze abgenommen, »ich muss dir etwas erzählen.«

Sechs Monate zuvor hätten ihm diese Worte die Haare aufgestellt. Aber der Schrecken war weniger geworden, und Sandro spürte den Luxus einer geringeren Angst, der nagenden, schuldbeladenen, selbstmitleidigen Art, die fragte: Und was ist mit mir?

»Na ja, eigentlich muss ich es dir nicht unbedingt erzählen«, meinte sie, »ich muss dich was fragen.« Ihr Blick flackerte. Und sie hatte ihm in die Augen gesehen. Er fragte sich, wieso ihre Haut immer noch so weich und leuchtend aussah nach all dem Gift, das man ihrem Körper zugeführt hatte? Sie hatten gesagt, sie solle nicht in die Sonne gehen und dass die Chemo Nebenwirkungen haben könnte, aber sie sah wunderbar aus.

»Erzähl weiter.« Sandro lächelte sie an. Wie schlimm konnte es sein? Er machte sich keine Sorgen, sie hatte irgendwelche guten Nachrichten, so viel war klar.

»Ich werde befördert«, sagte sie, und ein Lächeln zuckte um ihren Mund. Sie strich eine lose Strähne hinters Ohr, und Sandro sah, dass sie ein bisschen geschminkt war. »Na ja, irgendwie jedenfalls.«

»Aha«, hatte Sandro erwidert. »Cara, das ist toll.« Dann hatte er nachgedacht. »Aber du bist die Geschäftsführerin. Wie kannst du befördert werden, wenn du schon die Chefin bist?« Er lächelte immer noch, aber er hörte, dass er nörglerisch klang, indem er ihre Neuigkeiten infrage stellte. Ihr ihren Erfolg missgönnte.

»Also, Frollini« – sie errötete kaum sichtbar –, »er will, dass ich eine aktivere Rolle spiele. Als Einkäuferin, weißt du.«

Frollini. Und da war er wieder zwischen ihnen, mit seiner

Sonnenbräune, seinem dünnen Schnurrbart, einer schönen Villa nicht weit von ihnen entfernt und einem glänzenden Sportwagen. Er war immer sehr gut zu Luisa gewesen, und jedes Mal, wenn er Sandro traf, was vielleicht zwei Mal pro Jahr der Fall war, nahm er Sandros Hand zwischen seine Hände und drückte sie heftig. »Sie sind ein glücklicher Mann, Cellini«, sagte er dann, bevor er ihm zu fest auf die Schulter klopfte.

Auf dem frostigen Hügel räusperte sich Sandro, unwillkürlich genervt beim Gedanken an Frollini, bei der Erinnerung an seine eigene unehrliche Reaktion auf Luisa gestern Abend und an die Aussprache. Geschah ihm recht.

»Also«, hatte er ernst gesagt, »das ist toll.« Er wusste nicht, was er sich unter Einkaufen vorgestellt hatte, dass Luisa sich Dias anschaut oder vielleicht Broschüren oder im Internet surft? Dass sie zu Florentiner Modeschauen geht, Pitti Uomo und so was, und auswählt, was ihr für die nächste Saison gefällt, eigentlich ganz harmlos.

Na ja bis zu einem gewissen Punkt, wie sich herausstellte.

»Wann fängst du an?«, hatte er gefragt.

»Nun, das ist es ja«, hatte Luisa erwidert. »Er will, dass ich mit ihm zu den Modeschauen gehe. Also, Frollini.«

Sandro hatte gespürt, wie sein Lächeln verkrampfte bei dem Gedanken an den gut aussehenden, alten Mann in seinen Kaschmiranzügen, wie er Luisa die Autotür aufhält. Er hatte eine Frau in seiner Villa, sie waren seit ewigen Zeiten verheiratet, ihre Kinder waren erwachsen und arbeiteten im Ausland. Es hatte immer Gerüchte über Frollini und eine Geliebte gegeben, aber er war sehr diskret. Und dann fiel Sandro ein, dass Luisa ihren Boss stets gegen solche Anschuldigungen verteidigt hatte. »So ist er nicht«, hatte sie gesagt. »Er ist nicht so schäbig. Nein.«

Andererseits erwartete er so etwas von ihr, Loyalität war Luisas zweiter Vorname.

»Okay«, hatte er gesagt und heftig genickt, um seine erstarrten Gesichtszüge zu verbergen. »Modeschauen. Wann? Und wo?« Er hatte mit gespielter Nonchalance die Schultern gezuckt. »Mailand?«

Neben ihm trat jemand aus der Seitentür der Schule auf die schmale,

sonnenbeschienene Straße: der Hausmeister. Sandro hatte sich ihm bereits vorgestellt. Er hatte es tun müssen – ein Mann mittleren Alters, der vor einer Schule herumhängt ... Widerwillig hatte der Mann ihm geglaubt. Es stellte sich heraus, dass er selbst ein Expolizist war.

Sandro nickte, der Mann nickte zurück.

Gestern Abend hatte Luisa ihm nicht in die Augen sehen können. »Eigentlich«, hatte sie gesagt und war stärker errötet, »New York. Die nächsten Modeschauen sind in New York.«

Sandro hatte genickt, verwirrt, und er stellte nicht einmal die nächste Frage, weil das ganze Gebäude, das er gebaut hatte, die Welt, in der Luisa wieder wie früher wäre und sie die Wochenenden und Abende zusammen verbrachten, bei ruhigen Essen, Picknicks und Ausflügen aufs Land, um ihn herum mit solch katastrophaler Unausweichlichkeit zusammenbrach, dass er wusste, er musste nicht auch noch nachhelfen. Sie würde es ihm sagen.

»Nächste Woche«, hatte sie gesagt und von ihren Händen aufgesehen. »Montag früh fliege ich hin, am Mittwoch bin ich wieder hier.« Ihr Gesichtsausdruck war halb trotzig, halb schuldbewusst gewesen. »Spät am Mittwoch.«

Er war perplex gewesen. Sie fuhr in zwei Tagen weg? Es war also bereits alles organisiert, und er konnte sowieso nichts mehr tun. Er spürte, wie sich Wut in ihm regte und zusammenballte, kindisch. Mich fragen? Sie fragt mich nicht. Sandro hatte sich zusammengerissen.

»Wie aufregend«, hatte er wie taub gesagt. »Mamma mia.«

Sie hatte sich vorgebeugt und ihre Arme um ihn geschlungen, nachdem sie seine Zustimmung gehört hatte. Sandro hatte ihre Weichheit an seinem Körper gespürt, konnte ihren süßen, bekannten Geruch riechen, vermischt mit den schwereren Kochgerüchen, und hatte toben wollen wie ein enttäushtes Kind. Er hatte nichts mehr gesagt, hatte die polpettone gegessen, die wunderbar rochen, aber in seinem Mund nur wie Sägespäne schmeckten. Er hatte sie mit zu viel Morellino heruntergespült und war bemüht jovial geworden. Er hatte nicht gut geschlafen.

Aber an diesem Punkt befanden sie sich.

Die Sonne stand höher am Himmel, und die Mauer erwärmte sich trotz der feinen Frostschrift, die immer noch im Tal unter ihm sichtbar war. Neben Sandro genoss der Hausmeister die Wärme und stand zufrieden da. Sein Schlüsselbund hing am Torschloss, er hielt ein Feuerzeug und schützte seine Zigarette mit der Hand, beugte sich zurück und blies den blauen Rauch mit tiefer Befriedigung aus.

Es war 8 Uhr 30, und Carlotta war in der Schule, wo sie sein sollte.

Der Hausmeister wandte sich Sandro zu. »Und?«, sagte er, »wie läuft's?« Er nickte in Richtung des offenen Tors. »Die Überwachung?«

Die Szene war so absurd friedlich – das scharfe, blaue Winterlicht, der strahlend weiße Putz, die pittoreske, gewundene Straße und die Stadt, die unter ihnen lag –, dass diese Frage für den Bruchteil einer Sekunde keinen Sinn ergab. Und in dieser Sekunde hatte Sandro vergessen, warum er dort war. Dann fiel ihm der sarkastische Tonfall der Frage auf.

»Ich habe heute Morgen einen Jungen bei ihr gesehen«, sagte er ruppig. Er erlaubte es diesem Mann nicht, ihn von oben herab zu behandeln.

Der Hausmeister nahm eine kleine, runde Blechdose aus seiner Tasche, öffnete den Deckel und drückte seine Zigarette darin aus, bevor er sie wieder schloss, mit dem Zigarettenstummel darin. »Sonst muss ich es ja doch später selbst wieder saubermachen«, erklärte er. »Großer, dünner Junge? Mit langen Haaren?«

»Genau der«, sagte Sandro. »Sind das schlechte Neuigkeiten?«

»Alberto! Das hängt davon ab, wie man es sieht.« Schweigen. »Ich würde nicht wollen, dass meine Tochter sich mit ihm trifft.« Dann schien er Mitleid mit Sandro zu haben. »Obwohl ihre Eltern wahrscheinlich nichts gegen ihn haben.« Sein Tonfall war sarkastisch, Sandro sah ihn neugierig an.

»Sehr reich«, sagte der Hausmeister geduldig. »Eine der alten Familien, aber sie haben sich finanziell abgesichert. Ihnen gehört das halbe Lagerhaus in Prato. Sie haben ein Schloss irgendwo auf dem Land, eine Yacht liegt in Porto Ercole, die Mutter verbringt das halbe Jahr irgendwo in Indien. Goa? Sie ist jetzt dort.«

Er sah Sandro erwartungsvoll an, wartete darauf, dass er weitere Fragen stellte. Sandro würde sich eher die Zunge abbeißen. Es

interessierte ihn nicht. Das überließ er den Hohlköpfen, die Promimagazine kauften. Aber Goa: Von Goa wusste er vor allem, dass es dort viele Drogen gab. Oder war die Mutter eine dieser religiösen Verrückten, die Yoga und Zen und so einen Kram machten? So oder so, es war nicht die Art von Familie, die er mochte. Wie als Antwort auf seinen Gesichtsausdruck lachte der Hausmeister auf. »Wenn der alte Mann bei einer seiner Freundinnen ist, heißt es Tag der offenen Tür. Das habe ich zumindest gehört. Und sie, sie ist ein nettes Mädchen, verstehen Sie mich nicht falsch, aber sie spielt nicht in seiner Liga.«

»Aha«, sagte Sandro. »Ich frage mich, ob sie ihnen von ihm erzählt hat, also, ihren Eltern.«

Der Hausmeister zuckte mit den Schultern und drehte sich weg. »Vielleicht gibt's ja gar nichts zu erzählen«, sagte er. »Er hält sie nur hin.«

Die Hände in den Taschen, nickte Sandro. Ihm war kalt.

»Kommen Sie um eins wieder«, sagte der Hausmeister. »Die Schule ist heute um ein Uhr zu Ende. Holen Sie sich einen Kaffee, Sie sehen erfroren aus.« Und weg war er.

Direkt hinter der Porta San Miniato standen Gäste vor einer kleinen Kaffeebar und rauchten, die Hände in Handschuhen, in der kalten Luft. Drinnen war es warm und hell und voll von örtlichen Exzentrikern und Künstlertypen, und ein fetter, theatralischer, bärtiger Barista servierte ihm einen exzellenten Kaffee und ein Gebäckstück. Sandro setzte sich und wählte Giulis Nummer.

Um ein Uhr ging er den Hügel wieder hinauf zum Liceo Classico Marzocco. Carlotta Bellagamba war weg. Er hatte sie verpasst.